

# Rückschau auf mein Leben

---

aufgezeichnet von: Christian (V.) Hitz-Kunz 1890-1974

digitalisiert 2004 von: Christian (VII.) Hitz-Vrecl 1952-

# Rückschau auf mein Leben

---

aufgezeichnet von: Christian (V.) Hitz-Kunz 1890-1974

digitalisiert 2004 von: Christian (VII.) Hitz-Vrecl 1952-

Wenn man jung ist, möchte man wissen, was in näherer und fernerer Zukunft geschieht.

Die Vergangenheit ist zu kurz und zu unbedeutend, als dass man sich längere Zeit mit ihr befasst. Sie ist, anders ausgedrückt, noch zu nah um ihr grössere Bedeutung zuzumessen.

Ganz anders ist es, wenn man die 70 oder 80 überschritten hat, und die Lebenserwartungen auf ein Minimum zusammengeschrumpft sind.

Das ist die Zeit, wo man sich mit seiner Vergangenheit mehr beschäftigt und öfters Rückschau hält auf all das, was man früher geleistet hat.

Wohl dem, der sich mit gutem Gewissen sagen kann, man habe die ihm vom Herrgott geschenkte Zeit im Ganzen und Grossen so verlebt, dass man sich nicht zu schämen braucht.

Wenn ich so auf meine Jugendjahre zurückblicke und Vergleiche anstelle darüber, welche Möglichkeiten wir damals hatten, unsre Zeit zu verbringen mit denjenigen, die der heutigen Jugend zur Verfügung stehen, so kommt man zur Überzeugung, dass die frühern Mittel überaus bescheidener Art waren; dass man sich ihrer aber viel intensiver bediente und dabei im Grunde glücklicher war.

Ein schlagender Beispiel: „Das Velo“.

Wer besass während meiner Bubenzzeit schon ein Velo? Ich kann mich noch gut erinnern, dass mein Vater ein solches besass mit Vollgummibereifung und sich wohl meinte, als er eines mit Pneubereifung anzuschaffen vermochte. Er benutzte es oft, nur abends nach der Schule nach der „Zürchersmühle“ zu fahren, von wo er dann ins Urnäschobel hinunter stieg, um noch einige Forellen zu fangen. Auch fuhr er auf seinem schweren Zweirad hie und da via Gais-Stoss ins Prättigau. Während meiner Realschulzeit gelüstete es mich auch oft, per Velo ins Bündnerland zu fahren. Eines Sommers war Papa damit einverstanden, und ich durfte es sogar instand stellen lassen, da er es später nur noch selten benützte und nicht mehr alles klappte. Dies geschah aber, bevor ich überhaupt Velo fahren gelernt hatte, aber darüber machte ich mir keine Gedanken; denn ich dachte, das würde ich bald loshaben. Unglücklicher – oder wahrscheinlich glücklicherweise – wurde die Reparatur bis zum Beginn der Sommerferien nicht perfekt; denn ich hatte gar nicht daran gedacht, dass einer Tour ins Prättigau etwelches „Training“ hätte vorausgehen müssen.

Die Erwerbung eines eigenen Velos war mir erst vergönnt, als ich nach einem halben Jahr Schuldienst in Flerden am Heinzenberg den ersten Lohn verdient hatte.

Velo fahren gelernt habe ich 1906 im Laufe der zwei Monate Sommerferien in Pontresina, wo ich in der „Collina“ als „Mädchen für Alles“ funktionierte. Nicht dass ich aus dem Geld, das ich während dieser Zeit verdient hatte, ein Velo hätte kaufen können; denn die paar Franken, die ich bei der Zustellung von Schlafwagenbillets an Besteller in verschiedenen Hotels als „Trinkgeld“ erhielt, waren bald gezahlt. Da mein Onkel und Götti Kasper während der Realschulferien das „Verkehrsbüro“ von Pontresina leitete, musste ich ihm jeden Vormittag bei der Zusammenstellung der wichtigsten Neuigkeiten zu einem „Bulletin“ behilflich sein. (Hektographieren der „Bulletins“) Alsdann musste ich die hektographierten Bulletins in sämtlichen Hotelhallen ans „Schwarze Brett“ befestigen, was bei der weitläufigen Streuung der Hotels ziemlich lange Zeit in Anspruch nahm. Wie zweckdienlich wäre damals ein

Velo für mich gewesen! Aber das Lernvelo stand mir nur während des Nachmittags eine Stunde zur Verfügung. Es gehörte dem Sohn der Wirtin im „Restaurant Morteratsch“, Frau Kessler, der jeden Tag bei Öhi Kasper eine Privatstunde nehmen musste, und der mir für diese Stunde sein Velo überliess. Eines Sonntags durfte ich mit ihm eine Tour ins Unterengadin unternehmen, aber auf dieser hätte es mir schlimm ergehen können. Als ich von Ardez gegen Scuol hinunterfuhr, kam ich in eine Felsgalerie (die jetzt nicht mehr existiert!) In dieser begegnete mir gerade beim Eingang die vierspännige Post. Dummerweise folgte ich der ersten Überlegung, vom Rad steigen zu sollen, nicht, weil ich fand, der Raum zwischen dem vordersten Postpferd und der Galeriewand genüge für ein Durchkommen. Aber oha! Als ich bis zur hintern Körperpartie des Pferdes gelangt war, machte dieses einen „Satz“ und drückte mich samt dem Velo so gegen die Felswand, dass ich meinte, ich sähe die Sterne in Holland. Ich deutete dann diesen Vorfall dahin, dass es Zeit sei, umzukehren. Wieder in Ardez angelangt, beschloss ich, mein Barvermögen von 50 Rappen in einen Teller Suppe zu investieren. Dazu würgte ich noch die zwei Schinkenbrote hinunter, die mir Tante Marie am Morgen mitgegeben hatte, und die sie nicht an diesem Sonntagmorgen frisch zubereitet, sondern vor einiger Zeit dem Rucksack eines zurückgekehrten Hotelgastes entnommen hatte. Am Abend nach meiner Rückkehr schimpfte sie mit mir, weil ich leichtsinniger Weise mit nur 50 Rappen eine so riskante Fahrt unternommen habe. (Sie hätte mich ja am Morgen fragen können, wie viel Geld ich habe!) Wenn heutzutage zwei oder mehr Autofahrer beisammen sitzen oder stehen, so kommen unfehlbar die Erfahrungen und Erlebnisse aufs „Tapet“, die jeder Fahrer zu Dutzenden auf Lager hat.

Nicht gar so mannigfaltig und bunt waren seinerzeit die Erlebnisse und Erfahrungen, die Velofahrer zum Besten gaben; denn mit zwei Rädern und bei dem Tempo, das gewöhnlich Tourenfahrer aus ihnen heraustampelten, konnte man unmöglich soviel „Aufschnitt“ produzieren wie mit vier Rädern mit Motorantrieb.

Von all den Touren, die ich sehr oft allein mit meinem einzigen Velo gemacht habe, will ich nicht eingehender berichten, da ich mit dem Vorstehenden nur zeigen wollte, mit wie wenig man in meiner Jugendzeit auskommen musste (und dabei selten an ein Mehreres dachte.)

(Das Thema „Ski“ würde zu ähnlichen Vergleichen führen.)

## **Meine ersten Jugendjahre**

Von Psychologen und solchen, die glauben, etwas von Psychologie zu verstehen, erfährt man oft, die früheste Jugendzeit eines Menschen sei bestimmend für den weiteren Lebensablauf, da die ersten Eindrücke und Erfahrungen viel zur Charakterbildung beitragen.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, darf ich feststellen, dass die Voraussetzungen zu einem normalen Lebenslauf ohne Zweifel in vollem Masse vorhanden waren; denn sowohl Vater und Mutter boten alle Gewähr für ein geordnetes, harmonisches Familienleben.

Wie aus seinem „Buch“ (handgeschrieben) „Aus meinem Leben“ hervorgeht, gelang es ihm, trotz manchen äussern Widerständen (lückenhafte Schulbildung während der Primarschulzeit, keine Realschulbildung, fehlende Geldmittel zum Besuch des Lehrerseminars in Chur) mit 19 Jahren in die II. Klasse der Kantonsschule eintreten zu können.

Nach vierjähriger Seminarzeit erwarb er 1880 mit 23 Jahren das bündnerische Lehrerpapent I. Klasse. Bis 1885 hielt er Schule in seiner Heimat- und Wohngemeinde Serneus (einer politischen Fraktion von Klosters) und drei Jahre in Fideris. Da damals im Kanton Graubünden nur Halbjahresschulen bestanden, war er gezwungen, im Sommerhalbjahr eine andere Verdienstsquelle ausfindig zu machen. Auf welche Art ihm dies gelang, hat er nirgends aufgezeichnet, aber aus mündlicher Überlieferung habe ich erfahren, dass er als Buchhalter und Zahlmeister bei Sägereibesitzer und Holzhändler Branger in

Spinabad funktionierte und schön verdiente. Da in jenen Jahren der Luftkurort Davos aufkam, hatte Papa wöchentlich mindestens einmal Gelegenheit, in einer Chaise an den „Platz“ zu fahren, um Abrechnungen mit Baumeistern zu tätigen und Holzbestellungen entgegenzunehmen.

Da ihm diese Lebensweide, aber namentlich das „Kutschieren“ sehr zusagte, wäre aus dieser Interimsbeschäftigung vielleicht eine Daueranstellung entstanden, wenn Papa nicht die Annäherungsversuche der „Brangertochter“ auf die Nerven gegangen wären. Dies war vermutlich der Grund, warum er sich nach einer ganzjährigen Anstellung im Appenzellerland umsah.

Die Bündnerlehrer hatten damals und noch lange Zeit später nur diese einzige Möglichkeit, eine ganzjährige Anstellung zu finden.

Von 1885-89 war er Pensionär bei alt Lehrer Buff im „Nagelfels“ an der „Hofegg“. Dort lernte er die beiden Doktoren der Chemie Weber & J. Locher kennen. Weber war Götti von Schwester Ida und Jakob Locher derjenige von Schwester Dora. Beide sind nach Amerika ausgewandert. Weber machte ein Vermögen mit der Erfindung eines Verfahrens, das Zinn von Konservenbüchsen abzuziehen. Jakob Locher stammte aus der Familie der Bleicher & Appreteure Locher & Cie., wurde aber von seinem Stiefbruder Arthur und seinem Anhang aus der väterlichen Unternehmung hinausgeekelt. Nach Papas Erzählung muss er ein äusserst sympathischer, idealistisch gesinnter junger Mann gewesen sein, mit dem Papa noch lange brieflich verkehrte, als er in Los Angeles wohnte.

Von seiner „Nagelfelszeit“ erzählte Papa noch oft, und ich vermute, dass Papa einige Jahre früher ans Heiraten gedacht hätte, wenn ihm nicht die Kameradschaft mit einigen gleichaltrigen Junggesellen so sehr behagt hätte.

Inzwischen war er 32-jährig geworden, also höchste Zeit, ins Ehejoch zu schlüpfen. Aber nicht Nina Jäggli von Fideris wurde seine Frau, da diese sich konstant geweigert haben soll, ins „Unterland“ zu ziehen. Es stand in den Sternen geschrieben, dass Papa eine Appenzellerin heiraten werde, und er als Kinderfestleiter Ende der Achtzigerjahre auf eine Abteilungsleiterin aufmerksam, die ihm durch ihre Lebhaftig- und Fröhlichkeit aufgefallen war. Sie hiess Ida Loppacher und war die jüngste Tochter von Stickerfabrikant Michael Loppacher in der „Walche“. Sie hatte eine vorzügliche Lehrzeit als Damenschneiderin bei Frau Rohner gemacht und ging meistens auf die „Stör“ bei angesehenen, reichen Leuten im Dorf. Während ihrer Realschulzeit durfte sie bei Lehrer Kuster im Schulhaus „Landhaus“ Klavierstunden nehmen. Sie war sehr musikalisch und hätte es bei längerer und gründlicherer Ausbildungszeit auf eine beachtliche Stufe im Klavierspiel gebracht. Solange ich Mama kannte, spielte sie alles auswendig und konnte jedes Lied ohne weiteres begleiten. (Diese Begabung soll sich auf mich übertragen haben!)

Während einigen Jahren ihrer Ledigkeit war Mama auch Sonntagschullehrerin und begeisterte Anhängerin des freisinnigen Pfarrers Steiger von dem sie noch „schwärmte“, als wir Kinder schon eine Ahnung davon hatten, was das heisse.

Ich habe an anderer Stelle darüber geschrieben, was es für Mama bedeutete, als Lehrersfrau in das älteste Schulhäuschen des Gemeindebezirkes „Säge“ zu ziehen. Die Aussenbezirke rund um das „Dorf“ Herisau, „Säge“, „Mühle“, „Kreuzweg-Tobel“ waren damals wegen ihrer Industriebevölkerung etwas verrufen, obwohl ja gerade die Bleichereien, Appreturen, Färbereien und natürlich auch die Stickereien das meiste Geld in die Gemeinde brachten. Das kümmerte die heranwachsende Hitzenfamilie wenig, denn wir hatten mit den „Dorfgöfen“ ohnehin keinen Kontakt und Mama verlor denselben auch je länger je mehr, da ihr die Familienpflichten keine Zeit zur Aufrechterhaltung ihrer früheren Dorfbekanntschaften übrig liessen. Nur mit Frau Preisig-Sonderegger der Tochter des ehemaligen Landammanns Sonderegger, hielt sie ihre Beziehungen bis ins Alter aufrecht.

Den Beruf als Damenschneiderin übte sie jedoch noch als Frau weiter aus, indem sie immer wieder fr alte, treue Kunden arbeitete, und auch Lehrtöchter ausbildete. Nur als mit den Jahren die Kinderzahl über vier stieg, musste Mama ihren Beruf mehr intern ausüben. Auch sah sie sich veranlasst, auf Knabenschneiderei umzustellen, da bei dem schmalen Lehrergehalt an allen Ecken und Enden gespart werden musste.

Auch Papa nahm vermehrte Pflichten auf sich, indem er jahrzehntelang an der gewerblichen Fortbildungsschule Unterricht in Algebra und Vaterlandskunde erteilte. Nebenbei fischte er auch einige Hunderter aus der „mitleren Urnäschi“, die sein Freund Ernst Gähler, Bleichereibesitzer auf der Säge, gepachtet hatte. Jene Stunden, die ich als „Fischfassträger“ an den wilden, steinigten Ufern der Urnäschi verbrachte, bleiben mir unvergesslich und waren sehr geeignet, mir den Blick für viele Vorkommnisse in der freien Natur zu schärfen. Nur kam ich in der Forellenfischerei nie über die Lehrbubenzeit hinaus, was ich oft bedauert habe.

Genau so ging es mir auch in der Bienenzucht, die Papa auch mit Eifer und Sachverständigkeit betrieb. Bis in sein hohes Alter durfte ich im Bienenhaus nur Handlangerdienste tun, sodass ich nach Papas Tod nicht imstande war, den Bestand an Rassevölkern beizubehalten und zusehen musste, wie alljährlich einige Bienenvölker eingingen. Seine Methode bestand darin, durch künstliche Königinnenzucht dafür zu sorgen, dass seine Bienenvölker immer junge Königinnen hatten, die für starken Nachwuchs sorgten.

Immerhin haben die „Handlangerjahre“ mich befähigt, die Bienenzucht, wenn auch in bescheideneren Grenzen, selbständig zu betreiben. Nun bin ich aber dem Thema: „Meine erste Jugendzeit“ weit vorausgeeilt und muss darum wieder zurückkehren. Damit komme ich auf die gewaltige Veränderung zu sprechen, die die „freie Republik Säge“ – wie sie sich gerne selbst betitelt – im Laufe der letzten vier Dezennien durchgemacht hat. Ich entsinne mich keiner bedeutenden Strukturveränderung dieses Wohnbezirkes bis nach dem ersten Weltkrieg (1914/18) infolge der Stickereikrise einige Stickerei- und Ausrüstbetriebe eingegangen, was das Verschwinden einiger Fabrikschlote zur Folge hatte, aber die enorme Überbauung einiger grösserer Grundstücke an der „Wilenshalde“, im „Lederbach“, am „Sonnenberg“, im „Erlenbach“ erfolgte erst nach dem zweiten Weltkrieg. Und gerade in den genannten neuen Wohnquartieren befanden sich unsere jugendlichen „Jagdgründe“, die wir Buben bei unseren „Indianerspielen“ reichlich benutzten. In der „Jugendbibliothek der Lesegesellschaft Säge“, die mein Vater verwaltete, gab es einige Bände von Karl May, die wir von der fünften Primarklasse an aufs eingehendste „studiert“ hatten, und die uns inspirierten zur Nachahmung der Heldengestalten von Winnetou und Old Shatterhand, lange bevor sich der Film dieser Geschichten bemächtigte.

Auch „Dolf der Burenheld“, den mir Gotte Anna Muggli, Zürich, geschenkt hatte und den ich meinen besten Freunden zum Lesen überlassen habe, inspirierte uns zu Kämpfen zwischen Engländern und Buren, wie sie um die Jahrhundertwende in Transvaal (Südafrika) sich abgespielt hatten. Ich habe im Laufe meiner eigenen Lehrtätigkeit nie erfahren, dass sich Buben durch irgendeine Lektüre dermassen inspirieren liessen, wie es bei uns damals der Fall war. Beteiligt an den genannten Aktionen waren allerdings nur ein halbes Dutzend von Buben, das mit mir zu Papa von der IV.-VI. Klasse in die Schule ging. Dass ich dabei als „Inspirator“ wirkte, soll nicht bestritten werden, was wiederum seinen Grund in dem Umstande hatte, dass ich der „Literaturquelle“ am nächsten wohnte. Auch muss in Betracht gezogen werden, dass seit Karl May keine Jugendgeschichten mehr geschrieben wurden, die Buben im Spielalter derart beeindruckten, dass sie sich zur direkten Nachahmung entschlossen.

Uns kam eben zu statten, dass auf der „Säge“ übergenuß geeigneter Spielraum für unsere Taten vorhanden war, was heutzutage weniger der Fall ist, nicht zu reden von Stadtbuben, die in ihrem beengten Stadtrayon eher zu „Gangstertaten“ inspiriert werden.

Auch muss in Betracht gezogen werden, dass Papa uns weitgehend mit Hausaufgaben verschonte, schon deshalb, weil er wusste, wie schlecht die Beleuchtung in den meisten Arbeiterwohnungen damals war, und wie viele seiner Schulbuben und -mädchen sozusagen während jeder freien Minute daheim „ausschneiden“ oder „fädeln“ mussten, um das magere Einkommen ihrer Eltern etwas aufbessern zu helfen. Aus diesem Grunde gab es auf der „Säge“ und andern Industriebezirken auch immer noch Halbtag- und sog. Repetierschulen; auf dem Lande überhaupt nur solche, da die grösseren Kinder ihren Eltern im Bauerngewerbe helfen mussten.

Papa hat während der ersten Jahre an Halbtag- und Repetierschulen unterrichtet. Die sog. Repetierschüler (meist grössere Bauern- und Arbeiterkinder) mussten wöchentlich nur einen Tag die Schule besuchen. Wie viel dabei „herausschaute“ kann man sich leicht vorstellen, und es gab in der Gemeinde Lehrer, die diese Repetierschulen verwünschten, da sie disziplinarisch oft die grössten Schwierigkeiten brachten, und der Lernerfolg meistens sehr unbefriedigend war. Mit der Einführung der 7. & 8. Primarklassen verschwanden die berüchtigten „Repetierschulen“ von der Bildfläche, aber später hörte ich dann und wann: „I bi halt nu i d' Repetierschuol g'gange!“ womit diese Leute ihren Bildungsmangel begründen wollten und auch konnten, weil ihnen der Besuch höherer Schulen verunmöglicht worden war.

Auf Grund der Schilderung der „Romantik“ in meinen Schulbubenjahren könnte nun leicht der Eindruck aufkommen, dass ich damals ein ziemlich unnützes Glied der menschlichen Gesellschaft gewesen sein müsse. Bekanntlich redet und schreibt man ja lieber über „gefremte Dinge“.

Um aber das Bild von meiner Jugendzeit wirklichkeitsnäher zu gestalten, müssen auch jene Dinge einbezogen werden, die zu den weniger „gefremten“ gehören, wohl aber zu den nützlichen.

Das sind: Schulstube wischen, Treppenhaus fegen, Holz spalten, jäten. Da ich im grauen Ringbuch, betitelt: „Grosspapas Komödi“ von Seite 16 an ziemlich ausführlich über die „nützlichen Verrichtungen“ berichtet habe, will ich sie jetzt übergehen mit der Beifügung, dass sie auch, vom erzieherischen Standpunkt aus betrachtet, ihren Wert hatten, indem ich jederzeit wusste, was zu meinem Pflichtteil gehörte. Nach meinen spätem Erfahrungen fehlte gerade der heranwachsenden Jugend ein Pflichtbewusstsein, weil es in vielen Fällen an passenden Gelegenheiten fehlte, den Kindern Pflichten zu überbinden. („Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr!“)

Um eine Dopelspurigkeit in meiner „Rückschau“ zu vermeiden, verweide ich nochmals auf die Seite 16 in „Grosspapas Komödi“ und auf die folgenden Seiten, die die markantesten Fakten in meiner Ausbildungszeit enthalten.

Auch die Aufzeichnungen in „Aus meinem Leben“ enthalten in grossen Zügen die wichtigsten Vorkommnisse im Laufe meiner „Aktivzeit“, und das, was nach meiner Pensionierung geschah, haben sogar meine Enkel & Enkelinnen miterlebt.

Darum vorläufig Schluss mit meiner „Rückschau“. Ich weiss, dass sie einige Wiederholungen enthalten, was dem Umstand zuzuschreiben ist, dass ich die Eintragungen in die vorgenannten Ringbücher vor etlichen Jahren gemacht habe. Aber doppelt genäht hält besser!

Minusio, den 2. Februar 1972

Christian Hitz



Christian Ida Nina Hans Paul



Schweizerische  
Eidgenossenschaft



Kanton  
Appenzell A. Rh.



# Familienschein

für

Christian H i t z - Loppacher

Heimatgemeinde: Klosters - Serneus

Kanton oder Staat: Graubünden

Ausgefertigt gemäß

Niederg. Familienbuch Bd. IV Nr. 262

*Herisau*, den 16. Dezember 1929.



Der Zivilstandsbeamte:

*E. Büsch*



Eheleute, ihre Eltern und Kinder	Geboren	Trauung	Berehelicht mit		Bemerkungen
a) Christian Hitz	Serneus	Herisau	Herisau		
v. Christian von Klosters-Serneus (Graubünden)	13. Febr. 1857	Herisau	28. Okt. 1929		
Christina Riedl		23. Apr. 1889	Herisau Brennergarten Okt. 1947		
b) Jda Loppacher	Wegersheim				
v. Michael von Teufen	24. März 1867				
Anna Katharina Koller					
Kinder:					
1. Christian geb. in Herisau	24. Juni 1890	23. Apr. 1921	Hertha (Henriette) Kunz		Herisau Primarlehrer
2. Ida " Klosters	25. Juli 1893			25. Jan. 1971	Herisau Herisau Herisau Telefonistin
3. Nina " Herisau	28. Juni 1895				Kindergärtnerin Herisau
4. Hans " "	3. März 1898		Anna Tülle, Abt. Lehrerin im Gais im "Täländchen" (Gaby?)		Landwirt Küchenschef
5. Paul " "	28. Jan. 1900			7. Febr. 1903	Grandson Cork Herisau
6. Max " "	5. Jan. 1903				
7. Margaretha " "	4. August 1904				Kindergärtnerin Herisau
8. Willi " "	10. Mai 1908		(Dietrich) A	7. Dez. 1909	
9. Dora " "	13. März 1912		Auguste Spaur		Neur- Hädel Kreisschreiberin ohne Ausübung ihres Berufs

# Familiäres betr. Hitz-Loppacher

---

Nachdem ich vorstehende Rückschau geschrieben hatte, kam mir in den Sinn, dass ich in all meinen frühern Aufzeichnungen eigentlich verhältnismässig wenig über meine Geschwister berichtet habe.

Heutzutage hört und liest man sehr oft über Geburtenregelung zugunsten einer Verhütung der Übervölkerung der Erde.

Legalisierung der Fruchtabtreibung während der ersten Monate einer Schwangerschaft beschäftigte kürzlich sogar die eidgenössischen Räte, nicht zu reden von der Stellungnahme der beiden christlichen Konfessionen betr. Fruchtabtreibung.

Im Männerchor „Harmonie“ Herisau sangen wir ein Lied von Hegar, das mit den Worten begann: „Nie gezeugt sein wäre das beste Schicksal.“

Wer den Text zu diesem Lied verfasst hat, ist mir nicht mehr erinnerlich, nur soviel ist mir davon geblieben, dass der Schluss des Liedes die überzeugende Lebensbejahung enthielt.

Dazu ist ergänzend festzustellen, dass es für ungezählte menschliche Kreaturen bestimmt besser gewesen wäre, nie gezeugt worden zu sein. Und wie viel körperliche und geistige Not haben nur die kriegerischen Auseinandersetzungen und politischen Kämpfe Millionen von gesunden Menschen gebracht! Von letzteren ist zu sagen, dass sie besser nie geboren, statt auf grauenhafte Weise umgebracht worden wären. Sind darum nicht alle ernsthaften Bestrebungen zur Verhütung weiterer Völkermorde zu begrüßen und mit aller Kraft zu unterstützen? Die Idee, ein „Elitevolk“ herauszuzüchten, wie sie von der „Nationalsozialistischen deutschen Arbeiterpartei“ (Nazis) verwirklicht werden wollte, hätte etwas für sich gehabt, wenn die nötigen körperlichen & geistigen Grundlagen beim deutschen Volk tatsächlich vorhanden gewesen wären. Aber gerade die Verfechter dieser Idee haben überzeugend bewiesen, dass sie in keiner Weise zur „Elite“ gehörten, sondern mit den niedersten Instinkten behaftet waren.

Ihnen ging es nur um die Erringung der äussern Macht, und dafür war ihnen jedes Mittel gut genug. Der deutsche Machtgedanke war ja schon die Ursache für den 1. Weltkrieg 1914/18, weil die deutschen massgeblichen zivilen und militärischen Instanzen fürchteten, Engländer und Franzosen könnten auf Grund ihres Kolonialbesitzes übermächtig werden. Wären die Deutschen mit ihrem Kolonialbesitz (Kamerun, Deutsch-Südwest- & Ostafrika) zufrieden gewesen, so hätten sie ihn nach ihrer Niederlage im 1. Weltkrieg nicht verloren.

„Wer zuviel will, bekommt zu wenig.“

Dieses Sprichwortes blieben wir Hitzten stets eingedenk. Schon unsere Vorfahren väterlicher- wie mütterlicherseits waren nie bestrebt, nach mehr zu trachten, als was ihnen der Herrgott auf Grund ihrer Arbeitsamkeit in bescheidenem Masse zukommen liess.

Ehni und Nana im Prättigau hatten gerade genug zu tun, ihre fünf Kinder (Andreas war ja in jungen Jahren im Rauch erstickt) schlecht und recht durchzubringen auf ihrem Kleinbauernbetrieb. Hätte Ehni sich nicht als „Bauernmetzger“ und Fellhändler einen zusätzlichen Verdienst verschafft, so wäre in ihrem Haus in Mezzaselva oft Schmalhans Küchenmeister gewesen. Es wäre vermessen, von den Sermeuser-Hitzten als von „geistiger Elite“ zu sprechen, aber alle verfügten über eine sehr gute Veranlagung sowohl in körperlicher als auch geistiger Hinsicht.

Doch nicht von dieser alten Generation soll hier die Rede sein, sondern von der Hitz-Loppacherschen, die alle in Herisau geboren wurden und dort aufwuchsen.

Der Familienschein auf Seiten 7/8 gibt Aufschluss über das zeitliche Auftauchen und Verschwinden der einzelnen Glieder. Er lässt erkennen, dass unsere Eltern noch nichts gehört hatten von Geburtenbeschränkung und sich wenig Rechenschaft darüber gaben, was aus ihrer zahlreichen Nachkommenschaft einmal werde. Nach meiner Auffassung hätten sie nach Bruder Hansens Geburt (als 4. Kind) mit der Weiterzeugung aufhören sollen; denn ihr „gesunder Menschenverstand“ hätte ihnen eingeben sollen, dass „weniger mehr sei“. (Namentlich im Hinblick auf die künftige Lebensgestaltung - Ausbildung! - ihrer Kinder bei der Einkommenssituation eines appenzellischen Primarlehrers!)

Als ich einmal mit Mama über dieses „Kapitel“ sprach, verriet sie mir, dass Papa und sie den Koitus gar nicht so oft ausübten, wie man nach ihrer Kinderzahl (9) meinen könnte, und als ich ihr sagte, ich bediene mich eben der Suppositorien, sagte sie, dies schiene ihr nicht besser als Onanie.

Wenn ich vorhin bemerkte, Papa und Mama hätten es bei vier Kindern bewenden lassen sollen, geschah diese Meinungsäußerung nicht deshalb, weil ich aus irgend einem Grund gewünscht hätte, die späteren Geschwister wären nicht geboren worden; denn ich liebte sie nicht weniger als diejenigen, die mir altershalber näher standen. (Ida, Nina, Hans) Die später zur Welt gekommenen Paul, Gretli und Dora haben sich im Leben so gut bewährt, dass ich absolut keinen Grund gehabt hätte zu wünschen, sie wären besser nicht geboren worden. Ich habe es ausserordentlich bedauert, dass die beiden Brüderchen Max (1903) und Willi (1908) haben sterben müssen. Auch Papa ging namentlich der Verlust Willis sehr nahe, da er sich immer ein Kind mit dunklen Augen gewünscht hatte, und dass ausgerechnet dieses hatte an Diphtherie sterben müssen. (weil von Dr. Diem zu spät erkannt!)

Der Umstand, dass ich schon mit 15 Jahren ins Churer Lehrerseminar eintrat und während der folgenden Jahre eigentlich nie mehr längere Zeit daheim war, brachte es mit sich, dass ich verhältnismässig wenig mit meinen jüngeren Geschwistern zusammen sein konnte. Auch der Altersunterschied spielte da eine gewisse Rolle. (Gretli 14, Dora 22 Jahre jünger als ich) Im Folgenden will ich meine Geschwister so vorstellen, wie ich sie „erlebt“ habe.



## Ida 1893-1970

---

Sie kam zur Welt, als Papa und Mama mit mir in unserem Ferienhäuschen (Sermeus-Mezzaselva) weilten. Mama erzählte oft, sie sei wie „geschmalzen“ zur Welt gekommen unter Assistenz einer jungen, netten Hebamme.

Wie einige Kinderbildnisse zeigen, war sie ein schönes Kind, und während ihrer ganzen Schulzeit auch eine intelligente Schülerin. Darum war es ein Unsinn, dass Mama aus Abneigung zu Lehrer Christian Gräsli erwirkte, dass sie die Klassen IV-VI nicht bei diesem (von rechts wegen) absolvieren musste, sondern bei Papa. Nicht dass dies von Nachteil für das Kind war, im Gegenteil, Ida sagte, genau wie ich, das seien ihre schönsten Schuljahre gewesen. (Sie war ja überhaupt Papas Liebling, der sie immer in Schutz nahm, wenn Mama streng mit ihr sein wollte. Und dies wäre manchmal nötig gewesen, da Ida schon in ihren Kinderjahren ein eher bequemes Geschöpf war, das es ausgezeichnet verstand, strengern, prakti-

schen Arbeiten aus zuweichen. Wenn sie und ich wöchentlich 3-4-mal das Schulzimmer im alten

„Säge-Schulhaus“ wischen mussten, verwarf sie gar bald den Handbesen und liess mich im Stich. Da ich sie gern hatte, nahm ich es ihr nicht übel und verklagte sie auch nie bei Mama. Wenn diese fand, die Wischerei währe wieder einmal zu lang und Ida beim Lesen eines interessanten Buches erwischte, das sie in der nebenan liegenden Jugendbibliothek entdeckt hatte, gab es natürlich immer ein „Hallo“, bis Papa erschien und die Sache schlichtete. Auch bei anderen Handarbeiten legte Ida nie eine bemerkenswerte Ausdauer an den Tag, dagegen brachte sie immer sehr gute Schulzeugnisse heim. Sie war ein ausgesprochen intellektueller Typ. (und darum bei Papa wohl an)

Nach Beendigung der Schulzeit bestand Mama darauf, dass sie auch in Haushaltsachen noch tüchtiger werden müsse, und da Papa aus ihr keine Lehrerin werden lassen wollte, (nach meiner Meinung aus ganz blöder Überlegung heraus) wurde beschlossen, sie in Genf die Haushaltungsschule „Ruchet“ absolvieren zu lassen. Da Papa schon vorher die Absicht hatte, Ida Telefonistin werden zu lassen, da man als solche mehr verdiene wie als Lehrerin, wurde Genf als Weiterbildungsort gewählt, wo man nebenbei noch gut französisch lernen könne, was beim Telefon verlangt werde.

Im „Ruchet“ war sie beliebt, da sie auch gar nicht unpraktisch war und schon arbeiten konnte, wenn sie musste. In dieser Haushaltungsschule lernte sie auch Hanny Mürger, die Tochter von Kunstmaler und Grafiker Rudolf Mürger in Bern, kennen, und aus dieser Bekanntschaft erwuchs eine Freundschaft fürs ganze Leben. Sie dauerte auch weiter, als Hanny Mürger sich mit Dr. med. Reichenau verheiratete.

Nach Abschluss ihrer Ausbildungszeit im „Ruchet“ versah Ida Haushaltstellen bei alt Bundesrat Frey und Dr. med. d'Arcy in Genf (bei letzterem musste sie auf einem Diwan im Kranken-Wartezimmer schlafen!)

Als sie auf der Telefonzentrale in Herisau einige Jahre gedient hatte, während welcher Zeit sie sich oft der Zudringlichkeiten ihres Chefs Hüttenmoser erwehren musste, erkannte sie je länger je deutlicher, dass diese Beschäftigung (Telefonverbindungen an den Schaltwänden herzustellen!) für sie nicht das Richtige sei. Um auch den Nachstellungen Hüttenmosers zu entgehen, nahm sie die provisorische Anstellung beim Davoser-Telefon an, wo sie einige Jahre blieb. Dann erhielt sie eine Anstellung bei der Zürcherischen-Telefonverwaltung, bei der sie ebenfalls einige Jahre verblieb. Von dort siedelte sie nach Arosa über, wo sie bei einem Bücher-Revisor arbeitete.

Nach dem 2. Weltkrieg zog sie nach Adelboden, wo in einem Hotel erholungsbedürftige Kinder von englischen Familien untergebracht waren. Als sie herausfand, dass die Frau des Hoteliers Gurtner sich auf Kosten der Kinder bereichern wollte, machte sie bei der betreffenden Verwaltungsstelle Anzeige, worauf natürlich ein weiteres Verbleiben in diesem Hotel unmöglich wurde.

(Einige Jahre später erfuhr man aus Zeitungsberichten, dass Frau Gurtner das Hotel in Brand gesteckt habe!)

Auf Grund Idas Sprachkenntnisse fand sie Anstellung beim „Schweizerischen Roten Kreuz“ und musste beim Transport erholungsbedürftiger, aus der Kriegsgefangenschaft entlassener Soldaten mithelfen. Eine Zeitlang arbeitete sie auch auf dem Büro der Sektion Appenzell AR des „Roten Kreuzes“, das im Haus „Alte Kanzlei“ (im Oberdorf) untergebracht war. Einige Jahre arbeitete sie auch auf dem Büro der B.K. (Bündner Kraftwerke) in Klosters und bei Schreinermeister Christ. Hitz.

Von 1947 an, nachdem Mama gestorben war, wohnte sie im „Bienengarten“ Herisau. Wir übrigen Geschwister überliessen ihr zinsfrei den obersten Stock unseres Elternhauses zur Verwaltung, da die untern Stockwerke fast immer vermietet wurden. Nachdem sie ein Jahr lang „gewirtschaftet“ hatte, war statt eines Aktivsaldos ein beträchtliches „Defizit“ vorhanden, sodass wir fanden, man könne Ida nicht so weiterkutschieren lassen. An ihrer Stelle übernahm ich die künftige Verwaltung und bestimmte, wofür die eingegangenen Zinse zu verwenden seien. Ida bezog vom Hilfsfond der eidge-



nössischen PTT jährlich Unterstützungsbeträge, da sie sich einige Jahre vor ihrer Pensionierung hatte abfinden lassen. Die 8000.- Fr. Abfindung genügten natürlich nicht für ihren Lebensunterhalt, weshalb sie eben die vorgenannten Arbeitsstellen übernahm. Aber auch da fehlte es ihr an Ausdauer wie in jungen Jahren, weshalb sie mehr oder weniger fast immer in finanziellen Schwulitäten lebte. Das war auch der Grund, weshalb sie über die Winterzeit fast regelmässig einige Zeit im Spital verbrachte; denn dann bezahlte die Krankenkasse „Helvetia“ ihren Lebensunterhalt. Das ging so, bis einige unserer Geschwister fanden, es hätte keinen Sinn, unser Elternhaus noch länger zu behalten; denn die unumgänglichen Reparaturen frassen fast Jahr um Jahr den Zinsertrag der untern Wohnungen auf. Da ich 1937 das Haus am Höhenweg bezogen hatte, kam der „Bienengarten“ für unsere Familie nicht mehr in Betracht. Und da Ida zeitweise in der „Heil- & Pflegeanstalt Krombach“ versorgt werden musste, verkauften wir den „Bienengarten“ an die Gemeinde Herisau, die ihn zu einem Kindergarten (den 3. auf der Säge) umbauen liess. Die Gemeinde überliess Ida gegen mässigen Zins noch einige Jahre den obersten Stock, bis sie es vorzog, ins Bürgerheim „Selfranga“ (Klosters) überzusiedeln. Zuzufolge ihrer kritischen Einstellung gegenüber der Heimverwaltung ging es auch dort nicht gut, sodass der Arzt fand, sie gehöre eher in psychiatrische Behandlung. Deshalb kam sie ins „Beverin“ bei Realta, wo sie bis zu ihrem Hinschied am 25. Januar 1971 verblieb.

Über ihrem Dasein waltete eine Tragik sondergleichen. Hätte sie Lehrerin werden dürfen, so wäre ihr Leben nach meiner Überzeugung ganz anders verlaufen, da dann ihre ganze Veranlagung in gesanglicher, musikalischer und zeichnerischer Hinsicht in glücklicherer Art zur Geltung gelangt wäre. Wie ich bereits bei Traugott Loppacher bemerkt habe, war Papas Beurteilung hinsichtlich der Berufswahl einfach unverständlich, kurzschlüssig und verhängnisvoll.

Das war auch bei Bruder Hans der Fall, der in spätem Jahren einmal zu mir sagte, er habe nie Landwirt werden wollen. Doch darauf komme ich noch im Kapitel „Hans“ zu sprechen.

Schwester Ida hat schon in jüngern Jahren ihren Körper nach dem Absterben der „Anatomie“ der Universität Zürich verkauft, weshalb sich eine Beerdigung im üblichen Sinne erübrigte. Es wäre interessant gewesen zu erfahren, was bei ihrer Sezierung an den Tag gekommen wäre.





## Nina

---

geboren am 28. Juni 1895 in Herisau

Sie erhielt den Namen ihrer Nana („Bodenina“) in Serneus-Mezzaselva, die damals noch lebte.

Nina war im Gegensatz zu ihrer temperamentvollen Schwester Ida immer ein ruhiges, ausgeglichenes Kind und litt in ganz jungen Jahren oft an Ohrenweh, dem aber unsere Eltern wenig Beachtung schenkten. (aus Sparsamkeitsgründen) Hätten sie einen Ohrenarzt konsultiert, so hätte wahrscheinlich verhindert werden können, dass das eine Ohr schon in ihrer Jugendzeit kaputt gegangen wäre. Nina litt aber nicht nur an Ohrenweh und an den teilweisen Verlust ihres Hörvermögens, sondern auch an der Erfahrung, dass Papa Ida vorzog und sie als geistig etwas minderwertig einschätzte. (Wieder ein verhängnisvoller Trug- & Kurzschluss!)

Auch Nina ging von der 4.-6. Primarklasse zu Papa in die Schule, konnte sich (vielleicht gerade wegen ihres Gehörschadens!)

weniger hervortun als Ida. Immerhin konnte sie ihre drei Jahre Realschule absolvieren und später das Kindergartenseminar in St. Gallen besuchen. Ihre grösste Freude war, dass sie bei Frl. Abderhalden Klavierstunden nehmen durfte, und dass sie es im Klavierspiel zu einer guten Fertigkeit brachte. Im Anschluss an die Ausbildung (1913/14) in St. Gallen erhielt Nina eine fixe Anstellung am Kindergarten „Kreuzweg“ (Herisau). Es muss hier angeführt werden, dass die damaligen Kindergärten Herisau's nicht Gemeindesache waren, sondern der Lesegesellschaften der verschiedenen „Bezirke“ und teils sogar privater, religiöser Vereinigungen („Steig“). Gewöhnlich waren die Präsidenten der Lesegesellschaften gleichzeitig Präsidenten der Kindergartenkommissionen. Dies war auf der „Säge“ bei Papa der Fall und später bei mir. Lange Jahre erhielten die Lesegesellschaften an den Unterhalt ihrer Kindergärten von der Gemeinde nicht einmal einen finanziellen Beitrag. War es da ein Wunder, dass die damaligen Kindergärtnerinnen miserabel bezahlt wurden.

Der langjährige Kindergartenpräsident im „Kreuzweg“ war Lehrer Jakob Forrer, den Nina sehr schätzte.

1919 bewarb sie sich um die Kindergartenstelle in Davos-Platz und wurde auf Grund eines sehr guten Zeugnisses auch gewählt. Viele Jahre befanden sich die Kindergartenlokale im Schulhaus. Erst später wurden 3 Kindergarten-Pavillons erstellt, wo Nina bis zu ihrer Pensionierung (1955) wirkte. Nach 36 jähriger Tätigkeit erhielt sie 42% ihres zuletzt bezogenen Gehaltes von der Fraktion Davos-Platz. Teuerungszulagen erhielt sie nie. (Jahresgehalt 2800-3300.- Fr. alle 2Jahre um 100.- Fr. steigend. Vom 1.1.1955 an 7140.- Fr. / 12x595.- Fr. ja nicht 600). Das hatten die „Demokraten“ der Landschaft Davos unter Führung ihres „Chefs“, Gemeindebuchhalter Wehrli, erreicht, der Nina in gemeiner, direkt sadistischer Art behandelte.

Neben ihrer Berufstätigkeit leistete sie als „junge Bündnerin“ in Haushalten, wo die Mutter überlastet war, ungezählte Stunden an Hilfsdienst. Als Mitglied des Frauenchors Davos, deren Präsidentin sie unter verschiedenen Malen war, opferte sie ebenfalls viele Stunden ihrer Freizeit. Und als Mitglied der Damenriege des Frauenturnvereins Davos-Platz erwarb sie sich ebenfalls grosse Verdienste. Viele Davoserfrauen waren aufs tiefste empört über die schofle Behandlung Ninas durch den Schulrat und



erreichten durch ihr Einstehen eine Zulage von jährlich 1000.- Fr. bis zum Genuss ihrer AHV Rente. (5 Jahre lang)

Die ganze Art ihrer Entlastung aus dem Gemeindedienst setzte ihr dermassen zu, dass sie einen Nervenzusammenbruch erlitt, von dem sie sich lange nicht erholte.

Als Gründerin der „Sektion Graubünden des schweizerischen Kindergärtnerinnenverbandes“ wurde Nina von verschiedenen Gemeinden als Beraterin anlässlich der Errichtung von Kindergärten zugezogen und 1956 gelang es ihr, in unserer Heimatgemeinde Serneus ebenfalls einen solchen zu gründen. (1956, als sie sich von ihrem Nervenzusammenbruch leidlich erholt hatte)

10 Jahre lang hat sie den Serneuser Kindergarten geführt, erst in einer Bauernstube, später in einem Anbau des Schulhauses. Gemeinderat Hans Boner und seine Frau Marie Jegen sind ihr stets treu zur Seite gestanden, nachdem sie sich wacker für dessen Gründung eingesetzt hatten.

Als sich Nina endgültig zur Ruhe setzen wollte, musste sie sich noch einer schweren Operation im Davoser Spital unterziehen. Dann aber war es ihr vergönnt, im „Haus Bärtsch“ Serneus noch Jahre beschaulicher Ruhe zu verleben. Durch Vermieten von Zimmern an Feriengäste war es ihr möglich, trotz minimaler Pensionsrente den Wohnungszins und die Lebensunterhaltskosten aufzubringen.

Auch die Bitternis über die „Davoser“ konnte sie abreagieren, da sie immer wieder Gelegenheit hatte, ihre Hilfsbereitschaft unter Beweis zu stellen.

Dies war schon 1924 geschehen, als sie ihre langen (unbesoldeten) Davoser Sommerferien dazu benützte, um im „Salzerbad“ in Niederösterreich kriegsgeschädigte Kinder zu betreuen.

1928 verbrachte sie abermals vier Wochen, 1955/56 und 1960 desgleichen.

1970 und 1971 verbrachte sie einige Zeit als Gast im „Salzerbad“ (Schweizerhaus), und da auch einige schweizerische Mitarbeiterinnen dort weilten, hatte sie Gelegenheit, ältere Erinnerungen aufleben zu lassen. Betrüblerweise war das Verhältnis zu Schwester Ida meistens unerfreulich, aber über Gründe dafür möchte ich kein abschliessendes Urteil abgeben.



Nina von einer Skitour ins „Dischma“ zurückkehrend



Brüder Hans 1898 & Paul 1900

# Hans

geboren am 3. 3.1898 in Herisau

Heute, da ich das Folgende schreibe (Sonntag, 16.4.1972) sitzt Bruder Hans im Alter von 74 Jahren in seiner Stube in „Les Tuileries de Grandson“ vermutlich in seinem Lehnstuhl und ist zur Untätigkeit verdammt, da er im Dezember 1970 einen Hirnschlag erlitten hat, von dem er sich nur sehr teilweise erholt hat. Mit der linken Hand kann er das essen, was ihm seine Frau Anna vorgeschnitten hat. In der Wohnung kann er herumgehen, aber sprechen, lesen und schreiben kann er nicht mehr. Verstehen tue er alles, was man spricht, aber antworten kann er nicht.

Kurz gesagt, eine trostlose Situation für einen Mann, der seiner Lebtag tätig und unternehmend war und einmal zu mir sagte, bis zu seinem 50. Jahr habe er nicht gewusst, was „müde sein“ heisse, was ich ihm zwar nie geglaubt habe.

Zu meinem 80. Geburtstag (24.6.1970) sind er, seine Frau Anna und Tochter Margreth nach Herisau gekommen und haben fröhlich mitgefeiert, und anderntags haben wir gemeinsam mit Bruder Paul auf der „Egg“ das Mittagessen eingenommen.

Nachstehend will ich in kurzen Zügen den Lebenslauf Bruder Hansens skizzieren, da ich acht Jahre älter bin als er und bereits am Heinzenberg (Flerden 1908/09) als junges Schulmeisterlein amtierte, als er 10 jähig war, d.h. das Alter erreicht hatte, wo man „bewusst“ zu leben beginnt. Da Hans nach der Meinung unseres autoritären Papas, zu dem er von der 4.-6. Klasse in die Schule ging, kein besonders guter Schüler war, und während seiner Freizeit am liebsten zu Nachbar Zell-

weger in den Stall ging, um ihm an die Hand zu gehen, wurde allzu früh der Schluss gezogen: „Hans git än Buur“. Und dieser Beschluss war allzu voreilig gefasst worden; denn Hans hätte z.B. als Tierarzt ebenso gut seinen Mann gestellt. Da jedoch bei Papa sich die Meinung verfestigt hatte, ihn Landwirt werden zu lassen, kam Hans vorerst nach seiner Konfirmation zu Hermann Bächtiger (Absolvent der Landwirtschaftsschule „Plantahof“ in Igis in die Lehre, der ein grösseres Gut bei Kradolf TG bewirtschaftete.

Dann besuchte er (nicht etwa den näher liegenden „Plantahof“, sondern die bernische Landwirtschaftsschule „Rüti“ bei Zollikofen. Gleichzeitig besuchten auch Albert Feitknecht (Pfarrerssohn) und Fritz Wahlen (Sohn eines Methodistenpredigers und nachmaliger Bundesrat) die „Rüti“. Wenn eines der „Mustertiere“ an dieser Schule erkrankte, wurde, namentlich in ernstem Fällen, Professor Hess von



Bertha, Anna, Christian V., Hans auf der "Egg" 1970

der „Berner Uni“ gerufen, und dieser soll meistens Bruder Hans als „Assistenten“ verlangt haben, weil er grosses, praktisches Geschick besass.

Nach Absolvierung der Landwirtschaftsschule besuchte Hans auch noch die Molkereischule in Moudon und wurde dann gleichzeitig mit seinem Freund Albert Feitknecht Meisterknecht auf der Staatsdomäne in Payerne des Kantons Bern unter Direktor Widmer. Dessen Sohn wurde Tierarzt in Yverdon und später Götli von Jean Jacques. Bruder Hans arbeitete nach der Molkereischule in einer Molkerei in Dyschon. Da er aber nicht länger zuschauen konnte, wie man dort mit der Milch umging, quittierte er den dortigen Dienst und wurde Gutsverwalter beim technischen Direktor der Maggifabriken in Paris, Widmer (Plessy Frérisé).

Nachdem Hans 7 Jahre dort gearbeitet hatte, wurde er Gutsverwalter in Rom, wo der Direktor der „Banca di Roma“, der Diessenhofner Läuchli ein Privatgut besass. Da dieser mit einigen Italienern schlechte Erfahrungen gemacht hatte, suchte er einen zuverlässigen (hier endet Heft 1 / Anmerkung: Christian VII. Hitz –Vrecl)